

GERUCH UND DIFFERENZ Körpergeruch als Kennzeichen konstruierter ‚rassischer‘ Grenzen

Bettina Beer

Geruch und Geschmack sind Sinne, die in ethnologischen Feldforschungen und Ethnographien bislang nur selten erwähnt wurden,¹ anders als in der Öffentlichkeit, in der man in den letzten Jahren Düften, Gerüchen und vor allem Vermutungen über Sexuallockstoffe erhöhte Aufmerksamkeit schenkte.² Erst im Rahmen der „Concordia University Sensoria Research Group“, der Constance Classen, David Howes und Anthony Synnott angehörten, wurden die Sinne und ihre Bedeutung für das Verständnis fremder Gesellschaften eingehender untersucht.³ Diese Schriften zur ‚Ethnologie der Sinne‘ bieten einen ersten Überblick über bisherige Forschungen zum Geruch und Anstöße, die es nun gilt, in empirische Arbeiten umzusetzen.

Während meiner Feldforschungen auf den Philippinen erzählte mir Alma, in deren Familie ich lebte, sie hätte an einem meiner getragenen T-Shirts gerochen, um herauszufinden, ob mein Schweiß anders rieche als der ihre.⁴ Ich sah darin eine ärgerliche Grenzüberschreitung, die ich als peinlich empfand. Alma und ihre Kinder hielten die Erfahrung eher für beruhigend: Ich roch angeblich nicht anders als sie. Meinen Ärger konnten sie nicht verstehen. Dieses Erlebnis und allgemeine Auseinandersetzungen mit der Frage, wie ethnische Differenzen in biologischen Unterschieden verankert werden, waren Anlässe meiner Beschäftigung mit Körpergerüchen und angenommenen ‚rassischen‘ Grenzen.

¹ Clifford (1986:11) gibt die Beobachtung von Mary Pratt wieder, daß in Reiseberichten sehr viel mehr Geruchseindrücke beschrieben würden als in Ethnographien. Mehr noch als Geruch und Geschmack ist der Tastsinn vernachlässigt. Dies liegt vielleicht daran, daß es sich bei ihm (wie auch beim Geschmack) um einen sogenannten ‚Nah-Sinn‘ handelt, der bei gleichzeitiger Beibehaltung einer sicheren Distanz keine Informationen erbringen kann. Zum Geschmack siehe Kuipers (1991).

² Siehe den ausstellungsbegleitenden Sammelband „Das Riechen“ der Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland GmbH (1995), eine Sonderausstellung des Deutschen Hygiene-Museums Dresden mit dem Titel „Duft: Kulturgeschichte des Parfums“ (1998) sowie die Planung eines Geruchsmuseums. Gerüche eignen sich offensichtlich für verkaufs- und kundenorientierte Ausstellungsziele, die auf hohe Besucherzahlen ausgerichtet sind. In Illustrierten wird über Düfte und ihre Kreation und in den Medien allgemein wird regelmäßig über Pheromone (Sexualduftstoffe) berichtet (etwa Wewetzer 1999).

³ Siehe Classen (1990, 1991, 1992, 1993), Classen, Howes und Synnott (1994), Howes (1987, 1988, 1991a, 1991b, 1991c) sowie Synnott (1991, 1993).

⁴ Siehe zu diesen Feldforschungen ausführlicher Beer (1998, 1999).

1. DIE KONSTRUKTION HIERARCHISCHER KATEGORIEN AUF DER BASIS VON GERÜCHEN

Bewertungen von Gerüchen sind erlernt, Geruchskategorien, Gerüche und ihre Wahrnehmung kulturell geprägt. Diese zentrale These werde ich im Folgenden am Beispiel der Diskussion über ‚Rassegerüche‘ verfolgen. Denn gerade in diesem Kontext wurde immer wieder die ‚Natürlichkeit‘ menschlicher Reaktionen auf Gerüche behauptet. Bei der Diskussion um ‚Rasse‘ und ‚Geruch‘ ging es nicht nur um angenommene wahrnehmbare Gerüche, sondern auch um die Schärfe des Geruchs *s i n n s*, der bei ‚niederen Rassen‘ angeblich besser sei. Am Beispiel von Geruchssinn und Körpergerüchen kann man zeigen, wie ‚Rassekategorien‘ auf scheinbar biologisch-naturgegebenen Voraussetzungen und Differenzen aufgebaut und zur Herstellung von Hierarchien genutzt werden. Dasselbe gilt für den Zusammenhang zwischen Geruch und der Konstruktion von Geschlechterkategorien und -gegensätzen. Sowohl weiblicher Geruch als auch weiblicher Geruchssinn wurden in Europa, aber auch in außereuropäischen Kulturen häufig als different beschrieben. Nach einer kurzen Einführung in die Geschichte der Erforschung des Geruchs und europäischer hierarchisierender Geruchskategorien werde ich einen kulturvergleichenden Überblick über die bisherigen Kenntnisse zu Körpergerüchen, Kategorienbildung und Differenz in außereuropäischen Kulturen geben.

1.1. Europäische Geruchskategorien: ein forschungsgeschichtlicher Abriss

Geruch ist eine körperliche Qualität, die neben dem Aussehen für die Bewertung von Unterschieden eine Rolle spielt. In ethnologischen Arbeiten wurde diese Sinneswahrnehmung (wie auch der Geschmack) gegenüber dem Sehen und Hören bislang vernachlässigt. Geruchskategorien, die Wahrnehmung von Gerüchen und ihre Bewertungen, sind in emische Konzepte, in Weltbilder anderer Kulturen eingebettet. Bisher wurden sie von der Ethnologie wenig beachtet. Das mag daran liegen, daß in der europäischen Geschichte, wie der Historiker Alain Corbin in seiner Studie „Pesthauch und Blütenduft“ zusammenfaßt, „das Gehör lange Zeit als der entscheidende Sinn der sozialen Wahrnehmung, die Quelle der intellektuellen Gewißheiten galt“ (1984:115). Die zunehmende Bedeutung, die auch der Blick in der Neuzeit erhielt, kann man etwa an Gerichtsverfahren zeigen, in denen das Zeugnis des Hörensagens nach und nach dem Zeugnis des Gesehenen untergeordnet wurde.

Wie Corbin zeigen konnte, spiegelte die Geschichte der Diskurse über den Geruch in Frankreich die Herausbildung sowohl von Differenzen als auch von Hierarchien wieder. Der Geruch der Stadt, Gerüche der Körper in Krankenhäusern, Gefängnissen und Leichenhallen boten in den letzten Jahrhunderten Anlaß zu vielfältigen wissenschaftlichen und politischen Analysen und Problemlösungsstrategien.

Corbin beschreibt, daß der Geruch, anders als Gehör und Blick, Mitte des 18. Jahrhunderts in Mitteleuropa zur Triebkraft der „großen Seelenerlebnisse“ erklärt wurde. Die große Wende in der Bedeutung des Geruchssinnes fand in Frankreich zwischen 1750 und 1880 statt. Faulige Substanzen wurden analysiert, die sogenannte pneumatische Chemie wurde populär, und man setzte eine städtische Pathologie der ländlichen Sauberkeit und Gesundheit entgegen. Körperausscheidungen, Schlamm, Gülle und Leichengeruch riefen Panik hervor. Diese Ängste wurden in Frankreich von der Mitte des 18. Jahrhunderts an zunehmend von den Miasmen der lebenden beziehungsweise toten Körper auf das Soziale verschoben, auf die Armen und ihre Elendsquartiere. Das Animalische, Instinkthafte und Organische blieb dem Volk vorbehalten, die Eliten dagegen entwickelten immer feinere Düfte, in denen die reine Pflanzenwelt gegenüber dem schweren tierischen Moschus und den Zibet-Absonderungen siegte. Der wachsende Ekel vor Gestank und die verfeinerte Geruchswahrnehmung wurde von Ärzten, Chemikern und Publizisten wissenschaftlich untermauert und verbreitet.⁵

Europa war zunächst mit sich selbst beschäftigt, der Geruch wurde vor allem auf *i n n e r e* Hierarchien und Differenzen bezogen. Grundlage für frühe Lehren von den Gerüchen bildete zunächst die Annahme, Geruchsveränderungen von Organismen seien von der Zusammensetzung der Säfte, von Krankheiten und Reinigungsprozessen des Körpers abhängig. Werde einer dieser Faktoren verändert, ändere sich auch der Geruch (Corbin 1984:56). Die *ingesta*, Dinge, die der Mensch zu sich nimmt wie Luft, Getränke und Nahrungsmittel bestimmten danach die *excreta*, also auch die von ihm verströmten Körpergerüche. Corbin folgert:

So arbeitet eine Anthropologie, die keine grundlegende Minderwertigkeit bestimmter Rassen postuliert, sondern allenfalls „Entartung“; es würde in der Tat genügen, eine der genannten Variablen zu modifizieren, um dem Körpergeruch eine Veränderung zu ermöglichen (Corbin 1984:56).

War eine solche Sichtweise im 18. Jahrhundert noch weitgehend unabhängig von ‚Ras-sezugehörigkeit‘ oder Armut, so sollte man gegen Ende des 19. Jahrhunderts annehmen, daß Neger, Samojeden, Hottentotten, wie auch Eskimos und Finnen ebenso einen unerträglichen Gestank verströmten wie die Kosaken.⁶ Diese in der Mitte des 18. Jahrhunderts einsetzenden Veränderungen hingen unter anderem mit der Verstädte-rung zusammen, die eine neue Art der Bevölkerungswissenschaft und Medizin hervorbrachte, wie etwa Foucault (1973, 1976, 1989 a–d, 1990) sie in seinen Arbeiten beschreibt. Die Hygiene beispielsweise wurde als eine soziale Notwendigkeit entdeckt. In dieser Phase tauchen Gerüche vermehrt als Problem in schriftlichen Quellen auf (Corbin 1984; Poiret 1998). Auch die Diskussion über ästhetische Theorien der Zeit

⁵ Siehe dazu auch Vigarello (1988).

⁶ Innerhalb Frankreichs stellte man ähnliche Geruchsunterschiede fest (Corbin 1984:58).

stellte nicht zufällig den Ekel in den Mittelpunkt (Menninghaus 1997). Durch Entdeckungsreisen zunehmende ‚Kenntnisse‘ über die Fremde gingen einher mit der Entdeckung des Eigenen, der ‚Erfindung‘ und Problematisierung des Subjekts. In diesem Spannungsfeld wurde das Geruchsstigma von seiner früheren Bedeutung bei der Erkennung von Kranken, Armen und Hexen für die Entwicklung einer städtischen und gesellschaftlichen Hygiene übertragen auf ‚das Außen‘.⁷

„Geruch“ bezeichnet zweierlei: zum einen Duftstoffe, die von einem Körper, Stoff oder Gegenstand ausgehen und zum anderen den Geruchssinn. Auch das Verb „riechen“ hat in europäischen Sprachen beide Bedeutungen. In stärker geruchsbetonten Kulturen erlaubt die Sprache meist feinere Unterscheidungen, die unmißverständlich deutlich machen, ob jemand Geruch wahrnimmt oder verströmt. Menschliche Geruchsdifferenzierungen, die seit dem Ende des 19. Jahrhunderts eher rassischen Charakter annehmen, da sie eine dem Körper innewohnende unveränderliche Qualität beschreiben, beziehen sich nicht nur auf die verströmten Gerüche, sondern auch auf die Fähigkeit des Riechens.⁸ Frühe Reisende, wie Père du Tertre, Lafitau, Humboldt und Cook sowie die ersten Anthropologen berichteten, der Geruchssinn der „Wilden“ sei schärfer als der des „zivilisierten Menschen“.⁹ Apparate zur einheitlichen Messung der menschlichen Fähigkeit, Gerüche wahrzunehmen, wurden entwickelt (Zwaardemaker 1895). Daran schlossen auch die ersten experimentellen ethnologischen Untersuchungen des Geruchssinnes an. Charles S. Myers versuchte beispielsweise während der „Cambridge Anthropological Expedition to Torres Straits“, die Schärfe des Geruchssinnes von Einheimischen auf Murray Island zu testen und mit den Ergebnissen einer Gruppe von Probanden aus Aberdeenshire zu vergleichen (Myers 1901). Er beschreibt vor allem die zahlreichen Schwierigkeiten und Komplikationen bei der Durchführung seiner Tests. So erbrachten auch die Ergebnisse nicht den erwarteten Nachweis eines angeboren, deutlich besseren Geruchssinnes der ‚Eingeborenen‘. Myers schrieb schon 1901, daß es nicht die tatsächliche Schärfe des Geruchssinnes sei, die bei den Einheimischen größer ist, sondern daß sie ganz be-

⁷ Diese Darstellung vereinfacht eine Entwicklung, deren weitere gezielte Untersuchung beispielsweise anhand von Reiseberichten noch aussteht. Es mag zum Beispiel auch schon in früheren Zeiten Differenzen gegeben haben, die durch vermutete Geruchsunterschiede betont worden sind. So schreibt Höfler, daß im Mittelalter die Bezeichnung für Juden „Stinker“ gewesen sei (1893:444).

⁸ Ein weiteres Merkmal, das immer wieder als Kennzeichen menschlicher Differenz angeführt wird, ist die Nase selbst. In der Physiognomik spielte die Nase eine „hervorragende“ Rolle, wie Jeggle zusammenfaßt (1986). Parallel zur Konstruktion des typischen Judengeruchs bürgerte sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts das Bild der typischen Juden-Nase ein. Dessen Auswirkungen reichten bis in die Wissenschaft. So führte der amerikanische Anthropologe Maurice Fishberg eine aufwendige Untersuchung durch, um das entsprechende Vorurteil zu widerlegen. Dabei fand er in Bayern mehr „Judennasen“ als unter Juden (Jeggle 1986:133). Um die Jahrhundertwende wurde die Nase in ihrer Beziehung zur Sexualität, vor allem zum männlichen Geschlechtsorgan untersucht. Es erschien eine Flut an Publikationen (siehe dazu auch Stoddart 1990 und Jeggle 1986:134, 135).

⁹ Corbin führt Arbeiten von Blumenbach und Sömmering an (1984:15). Siehe aber auch Geiger (1878:23, 55, 56; 1976:143, 144).

stimmt Dürften eine größere Bedeutung beimessen würden und diese deshalb weit schneller wahrnehmen als Europäer (Myers 1901:182).¹⁰ Lazarus Geiger versuchte den Gegensatz, daß in alten indischen Quellen erst spät Beschreibungen von Gerüchen auftauchten, der Geruchssinn aber als der ‚primitive‘ Sinn schlechthin galt, aufzulösen, indem er zwischen Geruchswahrnehmung und dem „Sinn für Wohlgerüche“ unterschied:

Daß der Sinn für Wohlgeruch nicht ursprünglich ist, läßt sich auch sprachlich nachweisen; und obwohl es nicht immer gerathen sein mag, die Entwicklung des Kindes mit der Entwicklung des Menschengeschlechtes in eine genaue Parallele zu bringen, so ist es doch in diesem Falle lehrreich zu bemerken, wie gleichgültig Kinder für Wohlgeruch, und selbst Mißgeruch, lange Zeit zu bleiben pflegen. Der Einwand, daß unter den scharfen Sinnen der Naturvölker gerade der Geruchssinn eine hervorragende Rolle spielt, würde nur ein scheinbarer sein. Der Sinn der Witterung vermittelt des Geruchssinnes ist wesentlich verschieden von der Empfindlichkeit für das Angenehme oder Unangenehme, das in der Geruchswahrnehmung selbst liegt, ja beide stehen vielleicht wechselseitig in umgekehrtem Verhältnisse (Geiger 1878:55, 56).

Manche Wissenschaftler führten die (angenommenen) guten Riechleistungen auf die „wideness and flatness of the nostrils in the lower races“ zurück (Myers 1901:169). Andere erklärten die Geruchsschärfe mit der Nähe dieser ‚niedereren Rassen‘ zum Tierreich. Sie hätten einen stärkeren Geruchsnerv und andere Pigmente würden das Ende dieses Nervs umgeben als beim zivilisierten Europäer.¹¹ Den ‚Wilden‘ wurde somit ein besonders guter Geruchssinn zugeordnet, der ihre Existenz in die Nähe der Tiergattungen rückte. „Als Sinn der Lust, der Begierde, der Triebhaftigkeit trägt das Riechorgan den Stempel der Animalität. Riechen und Schnüffeln erinnern an etwas Tierisches“ (Corbin 1984:15). Man nahm an, die Schärfe des Geruchssinnes stünde im umgekehrten Verhältnis zur Intelligenz. Was dies für die Einstufung der ‚Wilden‘ bedeutete, steht außer Frage.

Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts versuchte dann auch Freud, seine Theorien mit der angenommenen Rückentwicklung des Geruchssinnes zu untermauern. Er schreibt in „Das Unbehagen in der Kultur“, durch den aufrechten Gang des Menschen seien die Geschlechtsteile sichtbar, der Blick gegenüber dem Geruchssinn wichtiger und die Phasen der Fruchtbarkeit weniger entscheidend geworden. Dadurch wie-

¹⁰ Myers hat sich als einer der ersten Wissenschaftler nicht nur für die tatsächliche biologische Funktionstüchtigkeit des Geruchsorgans der Untersuchten interessiert, sondern auch nach Bezeichnungen für Gerüche gefragt (1901:180–185). Das tat er ebenfalls in der Erwartung, ein größeres Vokabular als bei Europäern zu finden, da der Geruchssinn der ‚Primitiven‘ besser sei. Er hielt den Murray-Insulanern vierzehn in Europa produzierte Gerüche in Fläschchen unter die Nase. Diese antworteten mit Bezeichnungen vergleichbarer einheimischer Gerüche, gaben aber dabei weder ein eindeutiges noch ein sehr großes Geruchsvokabular wieder.

¹¹ Althaus (1882:124) nach Myers (1901:169). Siehe zusammenfassend zum „Spürsinn der Naturvölker“ und „Rassengeruch“ auch Henning (1924:50–72).

derum sei die Sexualerregung kontinuierlicher, die Familiengründung möglich und die Schwelle zur Gründung der menschlichen Kultur überschritten gewesen:

Das Zurücktreten der Geruchsreize scheint aber selbst Folge der Abwendung des Menschen von der Erde, des Entschlusses zum aufrechten Gang, der nun die bisher gedeckten Genitalien sichtbar und schutzbedürftig macht und so das Schämen hervorruft. Am Beginne des verhängnisvollen Kulturprozesses stünde also die Aufrichtung des Menschen. Die Verkettung läuft von hier aus über die Entwertung der Geruchsreize und die Isolierung der Periode zum Übergewicht der Gesichtsrreize, Sichtbarwerden der Genitalien, weiter zur Kontinuität der Sexualerregung, Gründung der Familie und damit zur Schwelle der menschlichen Kultur (Freud 1953:93).¹²

Charakteristisch für die Diskussion über den Geruchssinn ist in Freuds Text das Nebeneinander von biologischen, psychologischen und kulturellen Argumentationen zur Erklärung menschlichen Verhaltens. Auch die Hierarchie der Sinne wird deutlich: der ‚kulturlose‘ Mensch sei seiner Nase gefolgt, der moderne Mensch bevorzuge den Verstand und andere Sinne. Der Gegensatz zwischen Geruchs- und Gesichtsrreiz wird in vielen wissenschaftlichen Texten mit dem Gegensatz zwischen Trieb/Emotion und Verstand parallelisiert.

Solche Vorstellungen einer Sinnesentwicklung waren Ende des vorigen Jahrhunderts auch bei frühen ethnologischen Arbeiten in evolutionistische Entwicklungsmodelle eingebettet. Vor allem Farbuntersuchungen standen im Mittelpunkt des Interesses (Mirzoeff 1999:54). Aber auch Geruch und Geschmack beschäftigten die Wissenschaft (Andree 1889; Geiger 1876, 1878; Höfler 1893; Magnus 1883). Dabei kam man jedoch nicht zu einer Ordnung der Sinne selbst, sondern konnte nur eine Ordnung der Begriffe für Sinneseindrücke entdecken. So beschrieb Höfler etwa, wie sich durch den Handel mit Gewürzen und Heilkräutern sowie durch die Verbreitung dieser Substanzen das Vokabular für Gerüche in Deutschland immer stärker erweiterte. Aber auch für die Benennung von Farben gilt ähnliches. Mit Untersuchungen aus der kognitiven Ethnologie Ende der sechziger Jahre begann ein erneutes Interesse an Farbbezeichnungen (Berlin und Kay 1969). Von Benennungen, die nur von einer hell/dunkel-Dichotomie ausgingen, über bestimmte Grundfarben, die in Kulturen mit einer höher entwickelten Farbe-Technologie hinzutraten, läßt sich eine bestimmten Gesetzen folgende Entwicklung bis hin zu elf Bezeichnungen der Grundfarben nachvollziehen. Bis heute sind die Ergebnisse von Berlin und Kay aktuell geblieben, wurden jedoch deutlich verfeinert und erweitert (s. etwa Hardin und Maffi 1997). Allerdings wird hier nicht mehr behauptet, daß Menschen anderer Kulturen die Farben nicht wahrnehmen können, sondern nur, daß sie sie nicht benennen.

¹² Freuds Schriften lassen unterschiedliche Lesarten seiner Haltung zum Evolutionismus zu. In der zitierten Passage aus „Das Unbehagen in der Kultur“ greift er explizit die Vorstellung einer unilinearen Evolution auf, die er in anderen Schriften wie zum Beispiel in „Totem und Tabu“ (1956) nicht ohne weiteres übernimmt.

Auch heute noch meinen einige Autoren, Menschen hätten die Fähigkeit *verloren*, mit dem weiblichen Zyklus im Zusammenhang stehende Gerüche bewußt wahrzunehmen. Dabei bleibt unklar, ob sich die Autoren ausschließlich auf den Vergleich mit Tieren beziehen oder ob sie der Meinung sind, die Menschen hätten früher über diese Fähigkeit verfügt. Die sozio-biologische Erklärung solcher Annahmen über Geruchswahrnehmungen besagt, daß die entsprechende Geruchswahrnehmung feste Partnerbindungen fördere, die wiederum günstig für die Aufzucht der lange hilflosen menschlichen Jungen seien (Stoddart 1995). Heute dagegen steuere der Geruch das menschliche Verhalten nur noch unbewußt. Mit Männern und Frauen machte man Versuche, an denen gezeigt werden sollte, wie Körpergerüche – vor allem in ihnen enthaltene Pheromone – menschliches Verhalten angeblich unbemerkt beeinflussen. Eindeutige Ergebnisse waren, daß Partner und nahe Verwandte (vor allem Mutter und Kind) sich an ihrem Geruch erkennen können. Als Argument für das Vorhandensein genetisch bedingter Verwandtschaftsgerüche wurde angeführt, daß Zwillinge für Polizeihunde angeblich gleich röchen.¹³ Daß Pheromone auf einander fremde Personen jedoch einen Einfluß haben, konnte nicht erwiesen werden. Frauen, die regelmäßig neben einem Mann schlafen, so fand man heraus, hätten angeblich kürzere und regelmäßige Zyklen, seien also fruchtbarer.¹⁴ Dies könnte jedoch auch an anderen Faktoren als nur am Geruch liegen. Dementsprechend ist man heute von der Vorstellung abgekommen, der menschliche Geruchssinn sei im Verlauf der Evolution generell verkümmert.

Neben den Theorien von der Rückentwicklung des Geruchssinnes stellte sich seit Ende des 19. Jahrhunderts auch die Überzeugung ein, je primitiver, desto übelriechender, je dunkelhäutiger und dunkelhaariger eine Person, desto unangenehmer sei auch ihr Geruch (etwa Schurtz 1893:18). Der Geruch der Wilden wurde zum „Rassenmerkmal“ erklärt. Dabei nahm allgemein der ‚Gestank des Negers‘ eine hervorragende Rolle ein. Biologisierung wurde er auf eine höhere Anzahl von größeren Schweißdrüsen zurückgeführt (Andree 1889:213 – 216). Individual- und Völkergeruch wurden zur Analyse voneinander getrennt. Man meinte, der Völkergeruch werde durch die Umwelt nicht verändert. Der Ethnologe und Geograph Richard Andree schrieb 1889: „[...] der Neger nimmt seinen Rassengeruch auch mit in fremde Länder und die Generationen amerikanischer Neger haben ihm Treue bewahrt“ (1889:215). Beeinflusst werde nur der individuelle Geruch, etwa durch die Ernährung. Soziologen behaupteten, Gerüche – gleich, ob nur zugeschrieben oder real – legten Gruppen-grenzen fest (Largey und Watson 1972:1024). Simmel schrieb sogar von einer Art „natürlicher Grenze“, die aufgrund des Körpergeruchs eine Integration der Afro-Amerikaner in die amerikanische Oberschicht ausschließe (1992:733).

¹³ Das schreibt etwa Knußman, allerdings ohne Beleg der Quelle (1996:112). Engen führt ein Experiment mit entgegengesetztem Ergebnis an (1982:13).

¹⁴ Siehe zusammenfassend zu diesen Experimenten Stoddart (1990, 1995).

Dies ist jedoch zu kritisieren: Es handelt sich nicht um einem Körper entströmende Gasmoleküle, sondern um Bedeutungen, die dem tatsächlichen oder nur zugeschriebenen Geruch gegeben werden. Schon die Wahrnehmung von Gerüchen ist erlernt und somit kulturbedingt. Seit Anfang dieses Jahrhunderts bemühen sich in erster Linie Naturwissenschaftler um die Erforschung der Gerüche, mit sehr mäßigem Erfolg. Bis heute immer wieder unternommene Versuche zur Einordnung von Gerüchen in objektive Skalen zeigen, daß dabei kognitive Systeme formuliert werden, die sich an der Sprache orientieren. Hier handelt es sich um unfreiwillig sprachwissenschaftliche Untersuchungen, die jedoch nicht, wie geplant, eine Ordnung der ‚wahren Gerüche‘ hervorbringen können.

Interkulturelle Kommunikation kann allerdings indirekt durch Gerüche beeinflusst werden. So spielen Körpergerüche im Zusammenhang mit der Einhaltung von Distanz zum Anderen eine Rolle und wirken sich auf die nonverbale Kommunikation aus. Mißverständnisse können entstehen, wenn diese kulturelle Distanz überschritten wird oder man dem anderen ausweicht.¹⁵

Eine für weitere Forschungen bedeutende Ethnographie, in der Gerüche erwähnt werden, publizierte in den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts Maurice Leenhardt (1984:84–90). Seine Darstellung versucht nicht, Geruchsfähigkeit beziehungsweise verströmte Gerüche der Einheimischen zu analysieren, sondern beschreibt erstmals emische Geruchskonzepte. Leenhardt stellt den Zusammenhang zwischen der Bedeutung von Gerüchen des Lebens und des Todes mit räumlichen Vorstellungen dar und vergleicht Vorstellungen in Neu-Kaledonien mit denen in den Salomonen. Je enger die Gemeinschaft von Lebenden und Toten, desto wichtiger ist die Unterscheidung von Gerüchen. Hier spielen Lebens- und Todesgeruch eine ganz besondere klassifikatorische Rolle. David Howes griff diesen von ihm als „Leenhardt's Paradigm“ bezeichneten Zusammenhang auf und wies ihn anhand der ethnographischen Literatur zu Tanimbar und Kei (Molukken) ebenfalls nach (Howes 1988). In diesen Beispielen ist die bedeutsame olfaktorische Differenz nicht die zwischen einer Wir-Gruppe und Fremden, sondern zwischen Lebenden und Toten(geistern). Leenhardt sowie die von Howes herangezogenen Berichte hatten jedoch nicht Geruchsklassifikationen zum eigentlichen Gegenstand der Untersuchung, insofern ist ihre Genauigkeit und Vollständigkeit etwas fraglich. Sie können jedoch Anstöße für sinnvolle empirische Arbeiten in neuerer Zeit geben.

Niemand konnte bislang nachweisen, daß es *a priori* gute oder schlechte Gruppengerüche gibt. Alles weist daraufhin, daß **b e i m M e n s c h e n** der Kontext für

¹⁵ Edward T. Hall führt das Beispiel der arabischen Kultur an, in der es angeblich als höflich gelte, den Gegenüber seinen Atem beim Sprechen riechen zu lassen. Das Gesicht abzuwenden, gelte als Geste der Scham oder Ablehnung. Dabei ginge es um weit mehr als nur um ‚gute Manieren‘, dahinter stünde die Möglichkeit herauszufinden, wen man näher an sich heranläßt und wen nicht. Eine Bedeutung habe der Körpergeruch auch, um emotionale Veränderungen des Gesprächspartners herauszufinden (Hall 1969:159, 160).

die Geruchsempfindung und vor allem für ihre Bewertung entscheidend ist (s. dazu Classen, Howes und Synnott 1994 sowie Gell 1977). Ein Geruch an sich ist nicht gut oder schlecht und löst auch keine instinkthaften Reaktionen aus. Es sind Erinnerungen, Assoziationen und erlernte Bewertungen, die entscheiden. Körpergerüche mögen erblich und innerhalb von Familien ähnlich sein. Welche Konsequenzen diese für menschliches Verhalten haben, kann jedoch von der chemischen Zusammensetzung des Geruchs völlig unabhängig sein. Körpergerüche, in intimen Situationen als angenehm empfunden, können in einem anderen Kontext bei einer unbekannt Person abstoßend wirken. Spekulationen über homogame Partnerwahl und rassische Barrieren auf Grund des Geruchs ziehen sich dennoch bis in die philosophische und sozialwissenschaftliche Literatur der neunziger Jahre. Häufig wird die Annahme formuliert, es gebe quasi natürliche, instinkthafte Reaktionen auf Gerüche. Die französische Philosophin le Guéer schreibt:

Der abstoßende oder einfach unangenehme Geruch dagegen ist ein Signal, sich von etwas fernzuhalten, es abzulehnen. Heute wie eh und je ist der Geruch eine Stütze sozialen und rassischen Akzeptierungs- oder Abweisungsgebarens. Heute wie eh und je kann er zum Werkzeug der Überwältigung und Verführung werden (1992:15).

Ein weiteres Beispiel aus neuerer Zeit, das jedoch anmutet wie eine Abhandlung über Sexualgerüche des letzten Jahrhunderts, ist „Botenstoffe der Liebe“ von Ingelore Ebberfeld (1998). Wer von der Kulturwissenschaftlerin eine fundierte Untersuchung erwartet, muß sich mit einem Sammelsurium an historischen Kuriositäten, Versatzstücken literarischer Texte, ‚Erkenntnissen‘ aus den Naturwissenschaften und den Auswertungen der von Ebberfeld versandten Fragebögen begnügen. Nachrichten über Tier und Mensch werden bunt gemischt, wobei der Leser häufig beispielsweise mehr über den Affen erfährt, der ein sterilisiertes, mit menschlichem Vaginalsekret bestrichenes Affen-Weibchen besteigt, als über den Menschen. Die Aneinanderreihung all dieser Informationen und ‚Ergebnisse‘ erweckt allzu oft den Eindruck, Rückschlüsse auf menschliches Verhalten seien möglich. Dieses Mißverständnis klärt die Autorin jedoch leider nicht auf. Sehr typisch für Ausführungen über den Geruch ist, daß in der Argumentation beständig von Tierversuchen und der Bedeutung von Gerüchen für Menschen hin und her gesprungen wird. Auch wenn kein direkter Zusammenhang behauptet wird, entsteht beim Leser der Eindruck, im menschlichen Leben könne es nicht viel anders zugehen.¹⁶

Schon in der Einführung erklärt Ebberfeld ihre Untersuchung zu einem gelungenen Tabubruch, indem sie ablehnende oder schockierte Reaktionen von Kollegen auf ihr Forschungsvorhaben beschreibt. Da das Thema in den Medien sowie in der

¹⁶ Siehe Ebberfeld (1998), Hall (1969), Klußmann (1997) und Stoddart (1990, 1995), wobei letzterer wenigstens die Frage der Übertragbarkeit von Tierexperimenten auf menschliches Verhalten problematisiert.

wissenschaftlichen Literatur ausgiebig, geradezu genüßlich, diskutiert wird, wie sich auch an ihrer Literaturliste ablesen läßt, nimmt man ihr die Intimgerüche als ‚Schocker‘ nicht so recht ab. Schon um die letzte Jahrhundertwende war die Erforschung von Gerüchen im Zusammenhang mit ‚der Sexualität‘ ein beliebtes Forschungsthema. Man sollte meinen, am Niveau der Auseinandersetzung habe sich in den vergangenen hundert Jahren einiges geändert. Nicht so in der Publikation von Ebberfeld. Obwohl sie nicht nachweisbar sind, werden beispielsweise ‚Rassegerüche‘ und soziale Gerüche weiterhin biologisierend als Unterschiede zwischen Gruppen dargestellt. Ebberfeld führt eine Publikation von Hans Jäger aus dem Jahr 1920 („Kranke Liebe. Bekenntnisse“) als Beleg für die Behauptung an, Japaner und Chinesen hätten weniger Körpergeruch als Europäer. Den Koreanern sei „der Körpergeruch nahezu fremd“ (Ebberfeld 1998:61). Weiter heißt es: „Meines Erachtens sind Intimgerüche zweifellos genauso unterschiedlich wie Achselgerüche und nicht nur zwischen einzelnen Individuen, sondern auch zwischen einzelnen Rassen, wie mir ein Parfümeur versicherte“ (Ebberfeld 1998:99). – Diesen Parfümeur hätte man etwas kritischer zu seiner Datenbasis befragen oder seine Aussage wenigstens kommentieren sollen.

1.2. Außereuropäische Befunde

Die im vorherigen Abschnitt dargestellten wissenschaftlichen Vorstellungswelten der Anthropologie und Biologie sind vergleichbar den Categoriesystemen anderer Kulturen, die leider bislang nur in wenigen Fällen systematisch untersucht wurden. Die in Europa vorherrschende Unterbewertung des Geruchssinns hat vermutlich dazu beigetragen, daß emische Geruchskonzepte beziehungsweise -kategorien in der Ethnographie bislang wenig beachtet worden sind. Eine Zusammenstellung und Auswertung bisheriger Darstellungen geben Classen, Howes und Synnott (1994). Für das vorliegende Thema sind die hier aufgegriffenen südamerikanischen Beispiele der Suya (Seeger 1981, 1988) und Desana (Reichel-Dolmatoff 1985a, b, 1989) ergiebig. Daneben zeigen meine eigenen Recherchen, daß vor allem zu Asien und Südostasien vereinzelte Informationen vorhanden sind. Eventuell handelt es sich hier um eine Region, in der der Geruch relativ stark betont wird. Chinesische Quellen zu ‚Rassekonstruktionen‘ hat der Sinologe Frank Dikötter in seinen Studien auch Nicht-Sinologen zugänglich gemacht (Dikötter 1992, 1995, 1997). Zur Problematik der ‚Rasseklassifikation‘ der Ainu Japans stütze ich mich auf Untersuchungen von Richard Siddle, die ebenfalls sonst in Europa unzugängliches Material enthalten (Siddle 1996, 1997). Diese Sekundärarbeiten beider Autoren diskutieren sowohl Quellenlage als auch Übersetzungsprobleme. Cohen (1988) und Bubandt (1998) gehören zu den wenigen Autoren, die für Südostasien Gerüche explizit in den Mittelpunkt ihrer Publikationen gestellt haben. Für Neuguinea etwa liegen nur verstreute Bemerkungen und ein Artikel vor (Gell 1977), der sich in erster Linie mit Magie und Gerüchen beschäftigt.

Eine systematische Durchsicht der ethnographischen Literatur zu Afrika könnte vermutlich noch mehr Informationen erbringen. Die Darstellungen von van Beek (1982) und Almagor (1987, 1990) zeigen mögliche Bedeutungen von Gerüchen auch in dieser Region.¹⁷

Generell hat man auch in außereuropäischen Kulturen versucht, die Gerüche in Systeme einzuordnen und die Welt sowie die Sinneseindrücke damit überschaubarer zu machen. Auch Kinder, die außerhalb einer menschlichen Kultur aufwuchsen, mußten mit ihrer Integration in eine bestimmte Gesellschaft ihre Sinne der Umgebung anpassen (Classen 1993:36).¹⁸ Mit Gerüchen werden Zeiten und Orte bestimmt, Menschen in vielen Gesellschaften leben in kulturellen „smell scapes“.¹⁹ Aber auch die soziale Welt, der Umgang mit sozio-kulturellen Unterschieden (Almagor 1987, van Beek 1992), der Umgang mit Fremden und die Zweifel an der Menschlichkeit und Gleichartigkeit sich körperlich unterscheidender menschlicher Lebewesen drücken sich in vielen Kulturen in der Bewertung von Gerüchen aus. Im Folgenden werde ich zuerst auf südostasiatische und asiatische Beispiele eingehen, die einigermaßen gut dokumentiert sind. Anschließend werden die Aussagen zu Geruchskategorien und Fremdbildern aus den Untersuchungen Reichel-Dolmatoffs dargestellt. Zum Schluß folgen einige vereinzelte und somit weniger aussagekräftige Schilderungen, die sich auf Gerüche von „Weißen“ beziehen.

In Thailand gehören Inder zu den am wenigsten geschätzten Minderheiten. Sie sind von Thailändern leicht aufgrund ihres Äußeren zu erkennen. Ein Sprichwort sagt sinngemäß: Triffst du einen Inder und eine Schlange, dann erschlage zuerst den Inder.²⁰ Inder, so meint man, verströmten einen ganz besonders abstoßenden Körpergeruch. Auch indisches Essen und indische Wohnungen hätten einen deutlich zu unterscheidenden ‚indischen Geruch‘ (Punyaratabandhu-Bhakdi und Vichit-Vadakdan 1987:302). Hindus, Moslems und Sikhs werden zur Kategorie der *kbaek* gerechnet, allen nicht-kaukasischen Ausländern. Auch die Araber gehörten zu den *kbaek*, ihr Ge-

¹⁷ Der Schwerpunkt der folgenden Darstellung liegt entsprechend meiner regionalen Spezialisierung auf Südostasien und Ozeanien. Ethnologen mit Spezialisierung auf Nordamerika, Europa und Afrika könnten mit Sicherheit weitere Beispiele beisteuern. Da aufgrund der ungeheuren Textproduktion im Fach kaum Vollständigkeit zu erreichen ist, wird eine vergleichende Darstellung bei allen Bemühungen nur eine Auswahl berücksichtigen können.

¹⁸ Classen analysiert in dem Kapitel „The Sensory Skills of ‚Wild Children‘“ ihrer Monographie „Worlds of Sense“ (1993) die Fälle des wilden Jungen von Aveyron, der Wolfskinder aus Indien und des Kaspar Hauser. Alle diese Kinder hatten einen ausgeprägten Geruchssinn und sehr unterschiedliche Geschmackspräferenzen. Gemeinsam war ihnen, daß sie alles als positiv bewerteten, an das sie durch ihre vorherige Umgebung gewöhnt waren. Doch handelte es sich hier nicht um ‚natürlichere‘ Sinne, sie entsprachen lediglich der bisherigen Umwelt und konnten durch Gewöhnung der danach dominanten Kultur angepaßt werden.

¹⁹ Zum Geruchskalender der Andamaner siehe etwa Radcliffe-Brown (1964:311, 312) und zu ihrer räumlichen Orientierung Pandya (1990).

²⁰ Persönliche Mitteilung von Roland Mischung. Siehe außerdem Punyaratabandhu-Bhakdi und Vichit-Vadakdan (1987:307).

ruch gelte ebenfalls als ausgesprochen abstoßend. Besonders interessant ist an der immer wieder betonten Empfindlichkeit der Thailänder gegenüber Körpergerüchen die gleichzeitig hohe Toleranz gegenüber den Gerüchen von Abfällen, die direkt neben den Wohnhäusern lagern. Erik Cohen kann in seinem Artikel über ein Slumgebiet von Bangkok plausibel machen, daß weder die Intensität von schlechten Gerüchen noch Werte im Bezug auf Reinlichkeit einheitlich sind (Cohen 1988). Sie beziehen sich jeweils auf bestimmte Domänen. So beschreibt Cohen den olfaktorischen Zyklus sich verändernder Gerüche: von Zeugung über Geburt, Reife, Verfall, Krankheit und Tod bis hin zur düngenden Funktion von faulenden oder verwesenden Substanzen. Innerhalb dieses Zyklus, meint Cohen, mache auch die Akzeptanz des Müllgestankes einen Sinn. Die städtischen Slumbewohner hätten ihre Wertschätzung des Düngers bewahrt, gleichzeitig seien sie jedoch sehr empfindlich gegenüber Körpergerüchen. Die von Cohen befragten Frauen, die als ‚freie‘ tourismusorientierte Prostituierte arbeiten, lehnten häufig arabische Kunden ab, obwohl diese meist mehr zahlten als andere Fremde. Als Begründung gaben sie an, Araber würden zu schlecht riechen. Cohen sieht darin eine allgemeine Antipathie gegen diese Kundengruppe ausgedrückt, die sich vor allem auf ihr Verhalten den Frauen gegenüber und auf ihre sexuellen Praktiken beziehe. Sein Beispiel macht die von ihm geforderte Herangehensweise an Gerüche deutlich: „The experience of smell ought to be understood emically, in terms of its meaning within the cultural context, and cannot be fully grasped etically, i.e. merely from the olfactory characteristics of the smelling substance“ (Cohen 1988:37). In anderen Ländern Asiens sind Körpergerüche ebenfalls wichtig. Einigen Schilderungen zufolge galt der Gestank der Weißen in Japan als besonders unangenehm. So schrieb Buntaro Adachi, ein in Straßburg lebender japanischer Wissenschaftler, zu Beginn dieses Jahrhunderts: „Für die Japaner ist der Geruch der Europäer sehr auffallend, besonders der der Europäerinnen. Er ist stechend und ranzig, nach Individuen verschieden, bald süßlich, bald bitter“ (Adachi 1903:14). Der Geruch komme fast ausschließlich aus der „Achselgrube“ und sei so beharrlich, „daß er – selbst bei nicht so stark riechenden Individuen – vermitteltst Seife nicht ganz zu entfernen ist und in wenigen Minuten nach dem gründlichsten Waschen wieder ziemlich stark hervortritt“ (Adachi 1903:14). Die Chinesen dagegen röchen nur aufgrund ihrer Unreinlichkeit. Adachi beschrieb außerdem, daß die Abstoßung durch Gewöhnung nachlassen könne:

Interessant ist auch, daß betreffs europäischer Weiber für Japaner die Geruchsempfindung mit der Zeit sich ändert. Die meisten Japaner, die längere Zeit in Europa bleiben, finden den Geruch der Europäerinnen anfangs sehr widerlich, nach Monaten aber nicht mehr, endlich oft sogar mehr angenehm und wollüstige Vorstellungen hervorrufend (Adachi 1903:14).

Hier handelt es sich um Einzelaussagen und -beispiele, umfangreichere Studien liegen bislang noch nicht vor. Es gibt zudem Hinweise darauf, daß man in Japan nicht nur wie in Europa systematisch herauszufinden versuchte, wie gut Menschen bestimmte

Substanzen riechen können, sondern auch daran interessiert war, wie intensiv der Geruch ist, den sie verströmen. Experimente führte man zum Beispiel bei den Ainu durch, die vor allem aufgrund ihrer Körperbehaarung als das ‚rassisch‘ Andere und Barbarische schlechthin galten (Siddle 1996, 1997). Olfaktorisch versuchte man, die Ainu in Verbindung mit der ‚weißen Rasse‘ zu bringen, die als streng riechend galt. Richard Siddle beschreibt ein Geruchsexperiment, bei dem die Nase des Ethnologen als Meßgerät diente:

The scientific research method involved was the placing of the nostrils close to the half-naked body of an Ainu in a room overheated by a roaring stove; one of a series of experiences with Ainu odour that led the researcher to muse that „it’s tough for those engaged in ethnology (*jinsbugaku*)“ (Siddle 1997:144).²¹

Im Amazonasgebiet Kolumbiens leben Gruppen mit einem stark geruchsgeprägten Weltbild (Reichel-Domatoff 1978, 1985a). Die Desana nehmen an, das von einem Stamm bewohnte Gebiet werde durch dessen Stammesgeruch (*máhsa sëriri*) markiert, der auch dann bestehen bleibe, wenn ein Ort nicht mehr bewohnt wird. Gleichzeitig bedeute *máhsa sëriri* Sympathie und Stammesgefühl. Genau wie Tiere ihr Territorium mit Geruch markieren täten dies auch Menschen, sagen die Desana (Classen, Howes und Synnott 1994:98). Die Eigenbezeichnung der Desana sei *wira*, „Menschen die riechen“. Dies in der doppelten Bedeutung von Geruch: aufnehmen und verströmen. Die Desana klassifizierten Menschen, Tiere, Pflanzen und Jahreszeiten nach deren Gerüchen. Die Nachbargruppen röchen, so meint man, aufgrund ihrer Abstammung und wegen ihrer Wirtschaftsweise anders als die Desana: die Tapuya nach Fisch und die Anbau treibenden Tukano nach Knollenfrüchten und Gemüse (Classen, Howes und Synnott 1994:98). Neben diesem Nahrungsgeruch, der aus dem menschlichen Körper heraus wahrnehmbar sei, gebe es auch noch einen neutralen Eigengeruch (*sëriri*), den diese drei Stämme teilten, der sie jedoch von anderen unterscheide (Reichel-Domatoff 1985a:124). Auch Frauen und Männer röchen unterschiedlich: Männer nach Fleisch und Frauen nach Fisch. Der Geruch der Desana-Frauen werde mit dem von Ameisen und stinkenden Würmern verglichen (Classen, Howes und Synnott 1994:100; Reichel-Domatoff 1978:273). In einer anderen Quelle heißt es, weiblicher Geruch werde bei den Desana vor allem mit dem Material gleichgesetzt, aus dem Frauen Körbe flechten (Reichel-Domatoff 1985a:125). Grundsätzlich würden Frauen der Gruppe des Sprechers eher als wohlriechend – es sei denn, sie menstruieren – und Frauen anderer exogamer Einheiten als übelriechend klassifiziert. Der Körpergeruch eines Menschen werde also von mehreren Faktoren bestimmt. Erstens hafte ihm ein ‚natürlicher‘, ererbter Geruch an, zweitens werde er durch die Nahrung, drittens durch Emotionen und viertens durch die Perioden der Fruchtbarkeit beeinflusst (Classen, Howes und

21 Die Ergebnisse dieses Experiments wurden 1934 von J. Kanazeki in einem Artikel mit dem Titel „Ainu Körpergeruch“ veröffentlicht (Siddle 1997:144).

Synnott 1994:115). Auch die Heiratsregeln der Desana sollen sich an ihrem Geruchsweltbild orientieren. Man dürfe niemanden heiraten, dessen Geruch dem eigenen zu ähnlich sei. In Geruchsbildern werde so ein Inzestverbot, beziehungsweise Exogamiegebot beschrieben, das die Heirat außerhalb der nächsten eigenen Verwandtschaft und des Stammes vorschreibt. Zusammen bilden die drei Stämme Desana, Tapuya und Tukano eine Heiratsallianz, innerhalb derer ein gemeinsamer Geruch herrsche, der jedoch zwischen den Stämmen unterschiedlich genug sei, so daß eine Heirat erlaubt ist.

In der Tierwelt sehen die Desana ein Spiegelbild menschlichen Verhaltens. Territorialität, physische Unterschiede, verschiedene Gerüche und das Paarungsverhalten seien danach genau wie bei den Menschen Ausdruck moralischer Qualitäten. Eine bestimmte Wildschweinart, die stinkt, unreine Nahrung zu sich nimmt und sich durch Promiskuität auszeichnet, stehe in diesem Symbolsystem für Nachbarstämme, die ehemals Wildbeuter waren und die sich in der sozialen Hierarchie ganz unten befinden. Sie haben nicht denselben natürlichen Geruch, denselben *sériri* wie die Desana und ihre Heiratspartner (Reichel-Domatoff 1985a).

Körpergerüche müssen jedoch nicht nur als Zeichen der Differenz interpretiert, sondern können auch als Beweis für *Gleichartigkeit* aufgefaßt werden. Im Bergland von Neuguinea hielten die Einheimischen die ersten Weißen, mit denen sie in Kontakt kamen, für Totengeister und versuchten herauszufinden, ob sie schlafen, ob und was sie essen, wie ihre Körper unter ihrer Kleidung aussehen und wie und ob sie ihre Notdurft verrichten müssen. Da die Weißen versuchten, dies im Verborgenen zu tun, untersuchten die Einheimischen später die Aborte, um ihre Neugier zu befriedigen. Ein Mann aus dem Bergland erzählte, daß man unter anderem an dem Geruch der Exkremente festgestellt habe, daß die Weißen echte Menschen seien (Connolly und Anderson 1987:43, 44).

Nigel Barley erging es in Afrika dagegen anders, sein Körpergeruch wurde als sich eindeutig unterscheidend wahrgenommen. Anlässlich einer Jagd diskutierte man ihn ausführlich, da man befürchtete, er könne das Wild vertreiben. Barley schreibt:

Es sei zu hoffen, bemerkte einer der alten Männer, daß der Geruch des Weißen Mannes das Wild nicht vergraulen. Geruch, was sollte das heißen? Ich wusch mich jeden Tag. War ihnen das entgangen? Gerade das sei ja wahrscheinlich teilweise das Problem. Seife gehöre möglicherweise zu dem Geruch. Die Weißen Männer röchen alle. Was für ein Geruch denn das wäre? Die Dowayos verfügen zur Beschreibung von Gerüchen über eine breite Palette von merkwürdigen Lauten, die zwar durch Konvention feststehen, aber, strenggenommen, kein Bestandteil der Sprache sind, etwa so wie unser „autsch“ oder „peng“. Unter lebhafter Beteiligung aller entbrannte eine heiße Diskussion darüber, ob ich eher wie *sok, sok, sok* (wie faules Fleisch, erläuterte Matthieu hilfsbereit) oder *virrr* (verdorbene Milch) röche. Da für den europäischen Geruchssinn viele Dowayos so übelriechend wie Ziegen sind, hatte diese Unterhaltung für mich den Charakter einer Offenbarung. Ich versprach, dem Wild nicht unter die Nase zu kommen (Barley 1989:138, 139).

Ethnologen lernen während der Feldforschung durch langdauernde teilnehmende Beobachtung und eine zweite Sozialisation die Umbewertung von Gerüchen und die Bedeutungen von Gerüchen für soziale Differenzierung am eigenen Leibe kennen. Der Körper und die Frage nach vorgegebenen biologischen unveränderlichen Eigenschaften stehen in der Feldforschung häufig zur Diskussion und damit im Mittelpunkt. Ein anderer Blick auf Sinnes- und Sinnwelten wird so erlernt: Europäer sind nicht geruchs-unempfindlicher, sie riechen auch nicht besser oder schlechter, sondern verleihen Gerüchen andere Bedeutungen.

2. ÜBERSCHNEIDUNGEN VON OLFAKTORISCHEN KONSTRUKTIONEN UND SOZIALEN KATEGORIEN

In China galt der fürchterliche Gestank der Weißen lange Zeit als eines ihrer wichtigsten Merkmale. Vornehme Chinesen hielten ihre Hand vor die Nase, wenn sie mit einem Weißen in Kontakt kamen. Man nahm noch in der Mitte des 19. Jahrhunderts an, Weiße tranken den Menstruationsfluß ihrer Frauen, was ihren üblen Gestank verursache (Dikötter 1992:47).

Dieses Beispiel verweist auf einen Zusammenhang zwischen Geschlechter- und ‚Rassekategorien‘, der sich in verschiedenen Formen äußert: Erstens werden, wie im angeführten Beispiel, die als ‚rassisch‘ anders kategorisierten Fremden abwertend mit dem ebenfalls abgewerteten Geschlecht identifiziert. Dafür lassen sich zahlreiche weitere Beispiele finden, etwa auch die europäische Darstellung von ‚Asiaten‘ als besonders weiblich.

Zweitens wurde der von Frauen verströmte Geruch häufig als unangenehm und zu unterdrücken dargestellt.²² So geht man auch bei den Desana, wie weiter unten beschrieben, von einem speziellen Frauengeruch aus, der negative Konnotationen hat. Männlicher Schweiß dagegen galt zumindest in Europa eher als ein positiver Ausdruck von Männlichkeit. In der europäischen Folklore gibt es etwa zahlreiche Beispiele für die Wirkung, die schweißgetränkte Taschentücher auf die Damenwelt gehabt haben sollen: Junge Männer steckten sie sich beim Tanz in die Brusttasche.

Drittens wurde und wird in China – aber auch in Europa – Frauen ein stärkerer Geruchssinn nachgesagt, den man bis heute experimentell nachzuweisen versucht (Engen 1991:97, 98). Vermutlich ist er jedoch nicht besser als der von Männern. Unter-

²² Bei den Suya des Mato Grosso sind etwa drei Klassen von Gerüchen bekannt: milde, scharf/stechende und starke. Je stärker der Geruch, desto gefährlicher sei er. In die erste Kategorie gehört der Geruch von Männern, in die zweite der alter Männer und Frauen sowie vieler Heilkräuter, in die dritte der Geruch von Frauen, Kindern und von gefährlichen Pflanzen (Classen, Howes und Synnott 1994:101; Seeger 1981, 1988:45). Eine ausführlichere Darstellung des Zusammenhangs von Geschlecht und Geruch in Indonesien gibt Bubandt (1998).

schiede könnten mehr mit sprachlichen Fähigkeiten der Benennung von Gerüchen zu tun haben als mit der tatsächlichen Wahrnehmung. Bei Kindern sind etwa noch keine geschlechtsspezifischen Unterschiede in der Geruchsbenennung festzustellen. Mit der Gleichung „weiblich = geruchsempfänglicher und -empfindlicher“ wird in Europa eher auf die eingangs beschriebene Zuordnung des Geruchs zum Emotionalen und dem Verstand Entgegengesetzten zurückgegriffen. Wie bei den angenommenen ‚Rasseunterschieden‘ der verströmten und wahrgenommenen Gerüche werden auch bei den Geschlechterunterschieden entsprechende Differenzen behauptet. Angeblich biologisch verankerte Fähigkeiten werden durch die Hierarchisierung der Sinne bewertet und als natürlich und unveränderlich den jeweiligen Gruppen zugeschrieben.

Charakteristisch an chinesischen ‚Rassekategorien‘ und ihrer Verwurzelung in Geruchsdifferenzen ist, daß sie Tiernähe, Sexualität, Geschlecht, Geruch, rassische Abstammung und Moral miteinander verbinden. Im republikanischen China (1911–1949) hieß es in Abhandlungen über den Körper, daß, je primitiver eine ‚Rasse‘ sei, ihre Angehörigen um so mehr durch Körpergerüche erregt und ähnlich den Tieren voneinander angezogen würden. Als besonders abstoßend galt der Schweißgeruch der Menschen aus dem Westen. Näher dem Tier als die Chinesen hätten sie auch unkontrollierte sexuelle Triebe (Dikötter 1995:159). Geruchsunterschiede, so nahm man an, reflektierten die natürliche Hierarchie der Menschheit: je feiner die Nase, desto primitiver. Man meinte, der Geruchssinn von Frauen sei besser als der von Männern, der von Kindern und Wilden besser als der von Erwachsenen und Zivilisierten. Rassische und olfaktorische Grenzen hielt man für deckungsgleich. In einer verbreiteten chinesischen Rassenlehre heißt es etwa, Schwarze erkenne man an ihrem abstoßenden Geruch nach fauligem Fleisch. Ein anderer Wissenschaftler führte aus, schon der geringste körperliche Kontakt führe dazu, daß die Geruchsorgane durch den erstaunlichen Gestank von Schwarzen abgestoßen würden (Dikötter 1995:159).

Gerüche sind in vielen Kulturen mit moralischen Qualitäten, mit Altersphasen und mit Phasen der Fruchtbarkeit verbunden. Weibliche Gerüche werden für bestimmte Altersgruppen, im Zusammenhang mit der Menstruation sowie mit dem Lebenswandel bewertet. Frauen können in den verschiedenen Zyklus-Phasen unterschiedlich eingestuft werden: Sie können zum eigenen positiven ‚Geruchskreis‘ gehören, aber während der Menstruation – wie etwa bei den bereits erwähnten Desana – das ‚Andere‘, Fremde, Bedrohliche verkörpern.

These odors are said to pollute, vihsíri, and a menstruating woman is exposed to being polluted by animals. Menstruation means that she has passed from her normal, human state to an abnormal one that links her to the beasts of the forest, and in this lies a great danger [...] (Reichel-Dolmatoff 1978:273).

Wie van Beek (1992) am Beispiel der Schmiede bei den Kapsiki/Higi in Nord-Kamerun und Nordost-Nigeria zeigt, können Körpergerüche sich auch auf soziale Gruppen beziehen, die durch ihre gesellschaftliche Position als ‚unrein‘ und bedroh-

lich gelten. Gerüche sind also ein Merkmal, an dem sich Schnittpunkte der Konstruktionen von ‚Rasse‘, Klasse und Geschlecht zeigen. Durch Gerüche können aber auch Kategorien charakterisiert werden, die bislang noch zu wenig systematisch untersucht wurden: Es kann beispielsweise um die Abgrenzung der menschlichen Welt von der Welt der Geister beziehungsweise – wie eingangs am Beispiel von Leenhardts Paradigma erwähnt – der Welt der Lebenden von der der Toten gehen.

Geruch als Kennzeichen rassischer Zugehörigkeiten tritt im Allgemeinen in Kombination mit anderen Merkmalen auf. Am Beispiel der Untersuchung der Ainu wurde deutlich, daß eine durch europäische wissenschaftliche ‚Rassekategorien‘ beeinflusste Zuordnung stattfand, daß aber auch der Geruch mit dem traditionell in Asien wichtigen Merkmal der Behaarung kombiniert wurde. So ließ sich der vom Wissenschaftler erzeugte ‚üble‘ Geruch der behaarten Ainu mit dem der ‚haarigen‘ Europäer in Verbindung bringen.²³

3. SCHLUSSFOLGERUNGEN

Der kulturelle Kontext ist für die Geruchsempfindung, -bewertung und -erinnerung entscheidend. Wahre und objektive Gerüche ließen sich bislang, zumindest für die menschliche Wahrnehmung, nicht nachweisen. Werden Fremde als übelriechend klassifiziert, so geht diese Annahme meist der Geruchsempfindung voraus oder ersetzt sie völlig (Classen, Howes und Synnott 1994:165). Auch Universalien in der Bewertung von Gerüchen sind nicht feststellbar. Es gibt zahlreiche Beispiele dafür, daß selbst innerhalb einer Kultur Gerüche sehr unterschiedlich bewertet werden, was mit persönlichen Erinnerungen zusammenhängt. Tendenziell wurden bei Experimenten komplexe und natürliche Gerüche chemischen, von nur einer Substanz verursachten Gerüchen vorgezogen. Auch die Geruchsintensität hat Einfluß auf die Bewertung: Je stärker eine Substanz riecht, desto unangenehmer wirkt der Geruch (Engen 1982:134). Außerdem werden bekannte Gerüche positiver bewertet als unbekannte (Engen 1991:14, 15). Dieses letzte Ergebnis ist vor allem für die Beschäftigung mit Gerüchen in interkulturellen Situationen von Bedeutung.

Während es also keine instinkthaften positiven oder negativen menschlichen Reaktionen auf Gerüche gibt, die in einem sozio-biologischen Sinne nützlich sind, besteht eine Tendenz, Gerüche von Fäulnis, Krankheit und Verwesung universal negativ zu bewerten. Je nach Kontext kann Ablehnung jedoch überwunden werden, und es kommt zu einer positiven Bewertung der entsprechenden Geruchskategorien. Rainer

²³ Mit Sicherheit ließen sich noch weitere solcher Kombinationen von Geruch und anderen ‚rassischen‘ Kennzeichen feststellen. Dazu wäre es jedoch erforderlich, zusätzlich zu den vorhandenen Berichten, die zu diesem Thema häufig nur Randbemerkungen enthalten, empirische Untersuchungen durchzuführen.

Neu schildert zum Beispiel, daß man Tote auf den Philippinen bis zur Beerdigung häufig über lange Zeit im Haus aufbahre. Nicht alle Familien hätten das Geld, um die Leiche eines Familienangehörigen konservieren zu lassen:

Unter der tropischen Sonne geht eine Leiche bereits am dritten Tag in die Verwesung über. Der ganze Körper schwillt enorm an. Besonders an den Gelenken bilden sich Hautbeutel mit Leichenflüssigkeit, und es verbreitet sich ein schwer erträglicher Gestank, an den sich die Hinterbliebenen jedoch zu gewöhnen scheinen und den sie gelassen hinnehmen. Bei einem Sterbefall wies mich ein junger Mann einmal darauf hin, daß die Leiche seines Großvaters trotz einsetzender Verwesung kaum rieche. Ich empfand das gerade Gegenteil – doch die Richorgane [sic!] des Hinterbliebenen hatten sich zweifellos an den durchdringenden Geruch gewöhnt (Neu 1997:32).

Wollte man in einem sozio-biologischen Sinne den Geruch zu einem Warnsystem vor Krankheiten, Seuchen, schlechter Nahrung oder fremden Menschen erklären, auf das instinkthafte Reaktionen erfolgen, so ließe sich dieses Beispiel nur schwerlich einbeziehen.

Auch die angenommene Vorzeit der geruchsempfindlichen, heute dagegen riechunfähigen Menschen ist ein Mythos. Geruchs-, Tast- und Geschmackssinn haben im Vergleich zu Sehen und Hören vor allem in der Wissenschaft zwar an Bedeutung verloren, dies muß jedoch nicht heißen, daß tatsächlich Fähigkeiten nachgelassen hätten oder daß Bedeutungen von Gerüchen wirklich geringer geworden sind.

Die Hierarchisierung der Menschen nach ihren Geruchsempfindungen und -empfindlichkeiten war vor allem in Europa gängig. Die Differenzierung und Hierarchisierung der Menschen nach den von ihnen verströmten Körpergerüchen ist jedoch auch außerhalb Europas verbreitet, wobei Kategorien und Bewertungen von Gerüchen jeweils kulturelle Konstruktionen sind. ‚Rasse‘- und Geschlechterdifferenzen haben gemeinsam, daß sie biologisiert, also in unveränderlichen körperlichen Eigenschaften verankert werden. Angelehnt an den Aufsatz von Stolcke „Is Sex to Gender as Race is to Ethnicity?“ (1993) kann man zeigen, daß Diskurse über Gerüche und über die Geruchsempfindlichkeit der Geschlechter Beispiele für die kulturelle Formung und Bewertung der Wahrnehmung teils angenommener, teils vorhandener biologischer Unterschiede sind. Von Geruchsvorstellungen begleitete hierarchische ‚Rasse‘- und Geschlechterkategorien sind allerdings kein Privileg der ‚Weißen‘, sondern bei vielen Völkern zu finden.

LITERATURVERZEICHNIS

ADACHI, Buntaro

1903 „Geruch der Europäer“, *Globus*. Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde 83:14–15

ALMAGOR, Uri

- 1987 „The Cycle and Stagnation of Smells: Pastoralists-Fishermen Relationships in an East African Society“, *RES: anthropology and aesthetics* 14:106–121

ANDREE, Richard

- 1889 *Ethnographische Parallelen und Vergleiche*. Neue Folge. Leipzig: Veit

BARLEY, Nigel

- 1989 *Die Raupenplage*. Von einem, der auszog, Ethnologie zu betreiben. Stuttgart: Klett-Cotta

BEER, Bettina

- 1998 *Post von den Philippinen*. Ethnologische Forschung durch Briefe. Hamburg: Lit (Interethnische Beziehungen und Kulturwandel 30.)

- 1999 *Joos Geschichten*. Analysen philippinischer Erzählungen in ihrem kulturellen Kontext. Berlin: Dietrich Reimer (Kulturanalysen 2.)

BERLIN, Brent und Paul KAY

- 1969 *Basic Color Terms: Their Universality and Evolution*. Berkeley, Los Angeles: University of California Press

BUBANDT, Nils

- 1998 „The Odour of Things: Smell and the Cultural Elaboration of Disgust in Eastern Indonesia“, *Ethnos* 63:48–80

CLASSEN, Constance

- 1990 „Sweet Colors, Fragrant Songs: Sensory Models of the Andes and the Amazon“, *American Ethnologist* 17:722–735

- 1991 „The Sensory Orders of ‚Wild Children‘“, in: David Howes (Hrsg.), *The Varieties of Sensory Experience*, 47–60. Toronto: University of Toronto Press

- 1992 „The Odor of the Other: Olfactory Symbolism and Cultural Categories“, *Ethos* 20:133–166

- 1993 *Worlds of Sense*. Exploring the Senses in History and across Cultures. London, New York: Routledge

CLASSEN, Constance, David HOWES und Anthony SYNNOTT

- 1994 *Aroma*. The Cultural History of Smell. London, New York: Routledge

CLIFFORD, James

- 1986 „Introduction: Partial Truths“, in: James Clifford und George E. Marcus (Hrsg.), *Writing Culture*, 1–27. Berkeley, Los Angeles: University of California Press

COHEN, Erik

- 1988 „The Broken Cycle: Smell in a Bangkok Soi (Lane)“, *Ethnos* 53:37–49

CONOLLY, Bob und Robin ANDERSON

- 1987 *First Contact: New Guinea's Highlanders Encounter the Outside World*. New York: Viking

CORBIN, Alain

1984 *Pesthauch und Blütenduft. Eine Geschichte des Geruchs.* Berlin: Klaus Wagenbach

DIKÖTTER, Frank

1992 *The Discourse of Race in Modern China.* London: Hurst

1995 *Sex, Culture and Modernity in China. Medical Science and the Construction of Racial Identities in the Early Republican Period.* London: Hurst

DIKÖTTER, Frank (Hrsg.)

1997 *The Construction of Racial Identities in China and Japan.* London, New York: Routledge

EBBERFELD, Ingelore

1998 *Botenstoffe der Liebe. Über das innige Verhältnis von Geruch und Sexualität.* Frankfurt am Main, New York: Campus

ENGEN, Trygg

1982 *The Perception of Odors.* New York, London, Paris u.a.: Academic Press

1991 *Odor Sensation and Memory.* New York, Westport, Connecticut, London: Praeger

FOUCAULT, Michel

1973 *Wahnsinn und Gesellschaft.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp

1976 *Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks.* Frankfurt am Main, Berlin, Wien: Ullstein

1989a *Der Wille zum Wissen. Michel Foucault, Sexualität und Wahrheit. Band 1.* Frankfurt am Main: Suhrkamp

1989b *Der Gebrauch der Lüste. Michel Foucault, Sexualität und Wahrheit. Band 2.* Frankfurt am Main: Suhrkamp

1989c *Die Sorge um sich. Michel Foucault, Sexualität und Wahrheit. Band 3.* Frankfurt am Main: Suhrkamp

1989d⁸ *Überwachen und Strafen.* Frankfurt am Main: Suhrkamp

1990⁴ *Archäologie des Wissens.* Frankfurt am Main: Suhrkamp

FREUD, Sigmund

1953 *Abriß der Psychoanalyse. Das Unbehagen in der Kultur.* Frankfurt am Main: Fischer

1956 *Totem und Tabu. Einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker.* Frankfurt am Main, Hamburg: Fischer (1913)

GEIGER, Lazarus

1878 *Zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit.* Stuttgart: Cotta

1976 *Der Ursprung der Sprache.* Frankfurt am Main: Minerva (1869)

GELL, Alfred

1977 „Magic, Perfume, Dream...“, in: Ioan M. Lewis (Hrsg.), *Symbols and Sentiments*, 25–38. London: Seminar

HALL, Edward T.

1969 *The Hidden Dimension.* Garden City, N.Y.: Anchor Press

HARDIN, C.L. und Luisa MAFFI (Hrsg.)

1997 *Color Categories in Thought and Language*. Cambridge: Cambridge University Press

HENNING, Hans

1924 *Der Geruch*. Ein Handbuch für die Gebiete der Psychologie, Physiologie, Zoologie, Botanik, Chemie, Physik, Neurologie, Ethnologie, Sprachwissenschaft, Literatur, Ästhetik und Kulturgeschichte. Zweite gänzlich umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig: Barth

HÖFLER, M.

1893 „Der Geruch vom Standpunkt der Volkskunde“, *Zeitschrift für Volkskunde* 3:438–448

HOWES, David

1987 „Olfaction and Transition: An Essay on the Ritual Uses of Smell“, *The Canadian Review of Sociology and Anthropology* 24:398–416

1988 „On the Odour of the Soul: Spatial Representation and Olfactory Classification in Eastern Indonesia and Western Melanesia“, *Bijdragen Tot de Taal-, Land en Volkenkunde* 144:84–113

1991a „Olfaction and Transition“, in: David Howes (Hrsg.), *The Varieties of Sensory Experience: A Sourcebook in the Anthropology of the Senses*, 128–147. Toronto: University of Toronto Press

1991b „Sensorial Anthropology“, in: David Howes (Hrsg.), *The Varieties of Sensory Experience: A Sourcebook in the Anthropology of the Senses*, 167–191. Toronto: University of Toronto Press

HOWES, David (Hrsg.)

1991c *The Varieties of Sensory Experience: A Sourcebook in the Anthropology of the Senses*. Toronto: University of Toronto Press

JEGGLE, Utz

1986 *Der Kopf des Körpers*. Eine volkswissenschaftliche Anatomie. Weinheim, Berlin: Quadriga

KNUSSMANN, Rainer

1996 *Vergleichende Biologie des Menschen*. Lehrbuch der Anthropologie und Humangenetik. Zweite überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart, Lübeck, Jena, Ulm: Gustav Fischer

KUIPERS, Joel C.

1991 „Matters of Taste in Weyewa“, in: David Howes (Hrsg.), *The Varieties of Sensory Experience*, 111–127. Toronto: University of Toronto Press

KUNST- UND AUSSTELLUNGSHALLE DER BUNDESREPUBLIK DEUTSCHLAND GmbH (Hrsg.)

1995 *Das Riechen*. Göttingen: Steidl

LARGEY, Gale Peter und David Rodney WATSON

1972 „The Sociology of Odors“, *American Journal of Sociology* 77:1021–1034

LEENHARDT, Maurice

1984 *Do Kamo. Die Person und der Mythos in der melanesischen Welt.* Frankfurt am Main, Berlin, Wien: Ullstein (1947)

LE GUÉRER, Annik

1992 *Die Macht der Gerüche. Eine Philosophie der Nase.* Stuttgart: Klett-Cotta

MAGNUS, Hugo

1883 „Über ethnologische Untersuchungen des Farbensinnes“, *Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge* 420:1–36

MENNINGHAUS, Winfried

1997 „Ekel-Tabu und Omnipräsenz des ‚Ekel‘ in der ästhetischen Theorie (1740–1790)“, *Poetica. Zeitschrift für Sprach- und Literaturwissenschaft* 29:405–431.

MIRZOEFF, Nicholas

1999 *An Introduction to Visual Culture.* London, New York: Routledge

MYERS, Charles S.

1901 „Olfactory Acuity and Discrimination of Odour-Strengths“, in: Alfred C. Haddon (Hrsg.), *Reports of the Cambridge Anthropological Expedition. Volume II, Physiology and Psychology*, 169–185. New York, London: Cambridge University Press

NEU, Rainer

1997 *Die lebenden Toten und der tote Gott. Tod und Jenseitsvorstellungen in den Philippinen.* Münster: Lit Verlag

PANDYA, Vishvajit

1990 „Movement and Space: Andamanese Cartography“, *American Ethnologist* 17:775–797

POIRET, Nathalie

1998 „Odeurs Impures. Du Corps Humain à la Cité (Grenoble, XVIIIe–XIXe siècle)“, *Terrain* 31:89–102

PUNYARATABANDHU-BHAKDI, Suchitra und Juree VICHIT-VADAKDAN

1987 „Thailand“, in: Jay Sigler (Hrsg.), *International Handbook on Race and Race Relations*, 301–320. Westport, CT: Greenwood Press

RADCLIFFE-BROWN, Alfred Reginald

1964 *The Andaman Islanders.* New York: Free Press

REICHEL-DOLMATOFF, Gerardo

1978 „Desana Animal Categories, Food Restrictions, and the Concept of Color Energies“, *Journal of Latin American Lore* 4:243–291

1985a „Tapir Avoidance in the Colombian Northwest Amazon“, in: Gary Urton (Hrsg.), *Animal Myths and Metaphors in South America*, 107–143. Salt Lake City: University of Utah Press

- 1985b *Basketry as Metaphor: Arts and Crafts of the Desana Indians of the Northwest Amazon*. Los Angeles (Occasional Papers of the Museum of Cultural History)
- 1989 *Desana Texts and Contexts*. Wien: Föhrenau (Acta Ethnologica et Linguistica 62.)
- SCHURTZ, Heinrich
- 1893 *Katechismus der Völkerkunde*. Leipzig: Verlagsbuchhandlung von F.F. Weber
- SEEGER, Anthony
- 1988 „Anthropology and Odor: From Manhattan to Mato Grosso“, *Perfumer & Flavorist* 13:41–48
- 1981 *Nature and Society in Central Brazil: The Suyá Indians of Mato Grosso*. Cambridge, Mass: Harvard University Press
- SIDDLE, Richard
- 1996 *Race, Resistance and the Ainu of Japan*. London: Routledge
- 1997 „The Ainu and the Discourse of ‚Race‘“, in: Frank Dikötter (Hrsg.), *The Construction of Racial Identities in China and Japan*, 136–157. London: Routledge
- SIMMEL, Georg
- 1992 *Soziologie*. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Frankfurt am Main: Suhrkamp (1908, Herausgegeben von O. Rammstedt. Georg Simmel Gesamtausgabe Band 1.)
- STODDART, Michael D.
- 1990 *The Scented Ape: The Biology and Culture of Human Odour*. Cambridge: Cambridge University Press
- 1995 „Das Rätsel des Geruchssinnes. Eine evolutionsbiologische Deutung der Reaktionen auf menschliche Gerüche“, Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland GmbH (Hrsg.), *Das Riechen*, 48–58. Göttingen: Steidl
- STOLCKE, Verena
- 1993 „Is Sex to Gender as Race is to Ethnicity?“, in: T. del Valle (Hrsg.), *Gendered Anthropology*, 17–37. London, New York: Routledge
- SYNNOTT, Anthony
- 1991 „A Sociology of Smell“, *The Canadian Review of Sociology and Anthropology* 28:437–459
- 1993 *The Body Social. Symbolism, Self and Society*. London, New York: Routledge
- VAN BEEK, Walter E.A.
- 1992 „The Dirty Smith: Smell as a Social Frontier among the Kapsiki/Higi of North Cameroon and North-Eastern Nigeria“, *Africa* 62:38–58
- VIGARELLO, Georges
- 1988 *Wasser und Seife, Puder und Parfüm*. Frankfurt am Main, New York: Campus

WEWETZER, Hartmut

1999 „Die Liebe geht durch die Nase. Chemische Antennen erspüren den richtigen Partner“, *Tagesspiegel*, 18.2.1999

ZWAARDEMAKER, H.

1895 *Die Physiologie des Geruchs*. Leipzig: Veit